Readinger Magazin

für

Freunde der Deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

Herausgegeben von J. C. Goßler.

No. 11. — November Heft, 1824.

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere.

Von Fr. Th. Schubert.

Im vorigen Hefte wurde der Leser mittelst Mittheilung eines Aufsatzes von Schubert, (die Darstellung des Weltsystems) auf die Schriften dieses jetzt so beliebten Schriftstellers aufmerksam gemacht. Ich liefere dagegen heute den folgenden Auszug, worin auch Schubert der Naturforscher unmöglich zu verkennen ist. Seine Verdindungen, welche er in seinen Fächern zu knüpfen im Stande ist, und auch ernstlich bemüht zu seyn scheint, haben ihn in der neuesten Literatur einen Platz angewiesen — den der Leser denjenigen der Denker nennt. Dabey weiß er seine gründliche Arbeit immer mit einer gewissen Laune zu würzen, wodurch er Neigung und Liebe zu Wissenschaften erregt, die, trocken vorgetragen, oftmals Langeweile und nicht selten Widerwillen verursachten. Solche Männer, glaube ich, erndten gemeiniglich auch mehr Dank, als ihre kalten Gegenfüßler, und verfolgen also auch mit Leichtigkeit den Plan, den sie sich vorgezeichnet.

Anmerk. des Herausg.

Obgleich dunkle Gefühle nicht für ein sicheres Mittel, die Wahrheit zu finden, gelten können, wenigstens nicht bey dem Menschen, dem der Schöpfer in der Vernunft ein weit untrüglicheres Mittel gegeben hat; so sind sie doch, besonders wenn sie allgemein sind, nicht ganz zu verwerfen. Ein solches Gefühl sagt uns, daß wir nicht mit den Füßen, sondern mit dem Kopfe denken; und die Sprache unter-

scheidet sehr richtig Kopfarbeit von Handarbeit: wir glauben sogar ziemlich genau zu fühlen, in welchem Theile des Kopfes eigentlich die Seele thätig ist, nämlich nicht in den äußeren Theilen, nicht im Kinn, oder im Nacken, sondern in dem innersten Theile, der von der Stirn bedeckt wird. Dieses dunkle Gefühl ward dadurch sehr bestätigt, daß alle unsere Sinne, diese Fenster, durch welche die Seele in die äußere Welt blickt, und Materialien zur inneren Verarbeitung sammelt, im Kopfe vereinigt sind, und daß die Verletzung keines andern Gliedes des Körpers einen so unmittelbaren Einfluß auf die Kräfte der Seele hat. Als man endlich durch die Anatomie entdeckte, daß alle Nerven, besonders die der Sinnorgane, sich im Gehirn vereinigen, und daß die geringste Verletzung dieses zarten Organs den Menschen seines Verstandes berauben und einen Weisen in einen Narren verwandeln kann; da konnte man nicht länger zweifeln, daß das Gehirn der eigentliche Sitz des Lichtes in uns, oder des räthselhaften Wesens sey, welches wir unsere Seele nennen. Nun war auch der zweyte Schritt sehr natürlich, daß man, ohne gerade Materialist zu seyn, vermuthete, die höhere Vollkommenheit des menschlichen Geistes rühre von einer größern Gehirnmasse her, und die Fähigkeiten der verschiedenen Thiergattungen müssen überhaupt desto vollkommner seyn, je größer ihr Gehirn im Verhältnisse zur Masse ihres ganzen Körpers sey. So wenig diese Regel für ausgemacht angenommen werden kann, da sie besonders durch die bekannte Erfahrung widerlegt wird, daß ein Mensch einen großen Theil seines Gehirns verlieren kann, ohne daß man eine Abnahme seiner Verstandeskräfte bemerkt; so sind doch die neueren Untersuchungen, die man hierüber angestellt hat, nicht ohne Interesse und Belehrung.

Das Gehirn ist überhaupt aus sechs verschiedenen Materien zusammengesetzt, die, wenn man die ganze Masse in hundert Theile theilt, sich in folgenden Verhältnissen finden: Wasser 80, Eiweißstoff (albumine) 7, eine fette Materie $5\frac{1}{4}$, Salz und Schwefelsäure $5\frac{1}{2}$, Phosphor $1\frac{1}{2}$, Osmazome (der Stoff, welcher der Fleischbrühe ihren eigenthümlichen Geruch giebt) $1\frac{1}{8}$. — Die kleineren Thiergattungen haben überhaupt verhältnißmäßig weit mehr Gehirn, als die großen: so beträgt das Gehirn in der Ratze den 76sten, in der listigen und vorsichtigen Maus den 45sten, in dem sorgfältigen ökonomischen Hamster den 21sten, im Sperling den 25sten, im Kanarienvogel den 14ten, und in dem verständigen Elephanten nur den 500sten Theil der ganzen Körpermasse. — Da der Zustand und die Menge des Gehirns, von der Geburt bis zum Tode, und selbst in Krankheiten, nur wenig sich ändert, so muß sich desto mehr das Ver-

hältniß desselben zum ganzen Körper, nach dem verschiedenen Alter, dem Wachsthum, dem Fett oder der Magerkeit u. s. w. ändern. — Im Menschen beträgt das Gehirn den 22sten bis 35sten Theil der ganzen Körpermasse, im Hunde nach den verschiedenen Racen den 47sten bis 161sten Theil, im Pferde den 400sten, im Esel den 212ten Theil: es scheint also, daß man auch hier dem armen Esel Unrecht gethan hat, und daß er seinen Bruder, das Pferd, eben so wohl an Verstande, als an Geduld und Treue übertrift. Die Affen haben das größte Gehirn, und es giebt sogar eine Art von Sapajou, bey der es, wie bey dem Menschen, den 22sten Theil beträgt. Am schlimmsten ist der Ochse weggekommen, von dem man, sogar in Vergleich mit anderen Thieren, ohne ihm zu nahe zu treten, sagen kann, daß er keine Raison annimmt: sein Gehirn macht nur den 860sten Theil seiner plumpen Masse aus.

Diese wenigen Beispiele zeigen schon, daß das Gehirn nicht im Verhältniß der Verstandeskräfte vertheilt ist, da es Thiere giebt, wie der Hamster, der Kanarienvogel u. s. w., die reichlicher damit versehen sind, als der Mensch. Allein es giebt eine andere Vergleichung, die richtiger zu seyn scheint. Das Rückenmark, das man gewissermassen wie eine Fortsetzung des Gehirns ansehen kann, verliert, so zu sagen, die dem Gehirn eigenthümliche geistige Fähigkeit, so wie es sich von demselben weiter entfernt; und es ist der Sitz des eigentlichen thierischen Lebens, wodurch das Thier sich von der Pflanze unterscheidet. Dasjenige aber, wodurch sich das verständige Thier von dem brutalen, wodurch sich der Hund von der Auster unterscheidet, hat seinen Sitz im Gehirne. Die intellektuellen Kräfte des Thieres würden also nicht im Verhältniß des Gehirns zur ganzen Masse des Körpers, sondern zur Masse des Rückenmarkes und der daraus entspringenden Nerven, stehen: je größer jenes im Verhältniß zu diesem ist, desto feiner und desto vollkommenerer Ausbildung fähig werden die geistigen Kräfte seyn; wo aber das letztere das erstere weit übertrift, da werden die bloß physischen und brutalen Kräfte überwiegend und herrschend seyn. Dies scheint, nach den darüber angestellten Untersuchungen, in der That der Fall zu seyn: das Insekt hat kein eigentliches Gehirn, sondern diese Masse ist durch den ganzen Körper vertheilt; und bey keiner Thiergattung ist das Verhältniß des Gehirns zum Rückenmark so groß, wie bey dem Menschen.

Hierin liegt wahrscheinlich der Grund, daß die Lebenskraft der unvernünftigen Thiere stärker, und ihre Sinne schärfer sind, als bey den mit Vernunft begabten Menschen. Unsere Organe stehen dem durchdringenden Auge des Adlers, dem feinen Geruche des Hundes

weit nach; und in dem intellektuellesten aller Sinne, dem Gehör, übertreffen wir vielleicht alle Thiere, so wie diese uns in dem materiellesten Sinne, dem Geschmack, übertreffen. Der Mensch nimmt so ziemlich mit jeder Speise fürlieb, aber die meisten Thiergattungen sind auf eine gewiße Nahrung angewiesen, und ihre Zunge verschmäht jede andere Kost. Es scheint sogar, daß sie in Sachen des Geschmacks einen Sinn haben, der uns ganz fehlt; und es wäre nicht zu verwundern, wenn die Natur, indem sie den Thieren, um sie für den Mangel der Vernunft schadlos zu halten, Instincte gab, sie auch mit mehreren, zu ihrer Erhaltung nöthigen Sinnen ausgerüstet hätte, die uns fehlen.

Die Sinne sind die Fernröhre und Mikroskope, mit denen wir die Natur beobachten, und durch die wir alle die Empfindungen, Begriffe und Ansichten einsammeln, aus denen sich unser Charakter, unsere Denkungsart und die Masse unserer Kenntnisse bilden. Der Mensch würde aufhören, Mensch zu seyn, und die Natur, die uns umgiebt, würde uns ganz anders erscheinen; kurz wir würden in einer andern Welt leben, wenn jene Gläser anders geschliffen wären, oder eines davon fehlte, wenn die Natur uns nur einen Sinn mehr oder weniger gegeben hätte, als die fünf, die wir kennen. Zwar können wir uns außer diesen fünfen keinen denken: denn von einem Sinne kann man sich nur eine sinnliche Vorstellung machen, und um das zu thun, muß man diesen Sinn selbst haben. So wenig aber der Blindgeborne Recht hat, die Unmöglichkeit des Sehorgans zu behaupten, so wenig dürfen wir an der Möglichkeit anderer Sinne zweifeln, oder der Zahl der Sinne Gränzen setzen wollen.

Es scheint die natürliche Beschaffenheit der Erde, wenigstens ihrer Oberfläche, ist von der Art, daß alle Genüsse, die aus ihr gesogen werden können, durch die fünf Kanäle, die wir Sinne nennen, völlig erschöpft werden: denn vielleicht alle Thiere ohne Ausnahme, von denen die Erde bewohnt ist, haben dieselben fünf Sinne, wie der Mensch. Allein eine andere Natur, ein anderer Planet, würde weniger oder mehr Sinne erfordern, damit nicht entweder ein ewig unbefriedigter Sinn das Leben zu einer Qual machte, oder die Reichthümer und Schönheiten der Natur ungenossen und ungenützt verschwendet würden. Wenn nun außer den wenigen Sinnen, die wir kennen, unzählige möglich sind, so giebt schon dieses der Natur ein leichtes Mittel, unzählige Weltkörper mit lebenden, empfindenden und glücklichen Geschöpfen zu bevölkern, ohne daß wir fürchten dürfen, auf jedem Planeten immer unsere Erde und unser Geschlecht wieder zu finden. Dieser Gedanke ist so natürlich, daß ihn wahrscheinlich viele meiner Leser schon gehabt haben.

Es findet unter unsern Sinnen ein wesentlicher Unterschied und eine Art von Stufenfolge Statt. Einige sind zur Erhaltung unsers Lebens durchaus nothwendig, wie das Gesicht und der Geschmack nebst seinem Gefährten dem Hunger; von den übrigen zeigt sich die Nothwendigkeit nicht so deutlich; und es scheint, daß das Menschengeschlecht sich ohne Geruch recht gut behelfen könnte, so nöthig dieser Sinn auch den Thieren zur Aufsuchung ihrer Nahrung ist. Einige Sinne sind ganz materiell, und haben mit der Seele unmittelbar nichts weiter zu thun, als daß wir uns der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, die sie erregen, bewußt sind: hieher gehört der Geschmack und der Geruch, von denen man nicht sagen kann, daß sie zur Bildung des Geistes viel beytragen, wiewohl es umgekehrt viele Menschen giebt, die alle ihre Geisteskräfte auf die Ausbildung des ersten dieser Sinne verwenden. Andere Sinne, wie das Auge, besonders aber das Ohr, sind geistiger Natur. Man wird das Gehör ohne Bedenken für den edelsten unserer Sinne halten, wenn man nur daran denkt, daß die Sprache ein Gegenstand dieses Sinnes allein ist, und sich vorstellt, was der Mensch ohne Sprache seyn würde. Selbst bey den Thieren, denen die Sprache fehlt, scheint dieser Sinn der edelste zu seyn, und der Hund und der Elephant, die der Stimme ihres Herrn gehorchen, nähern sich eben dadurch dem Menschen am meisten. Ueberhaupt aber sind die Sinne der Thiere nur zur Erhaltung ihres Lebens bestimmt, sie sind bey ihnen mehrentheils stärker als bey uns, weil sie zugleich die Stelle der Vernunft vertreten müssen; und vielleicht hat die Erhaltung gewisser Thiergattungen es nothwendig gemacht, daß die Natur ihnen Sinne gab, die uns fehlen, weil wir sie nicht bedürfen; so daß es vielleicht auf unserm Planeten Sinnorgane giebt, die uns unbekannt sind, und von denen wir uns keinen Begriff machen können.

Schon Spallanzani hat die Entdeckung gemacht, daß die Fledermäuse, wenn ihnen die Augen verbunden, verklebt oder ausgestochen sind, alle Gegenstände, ohne sie zu berühren, deutlich erkennen, und schloß daraus mit Recht, daß die Natur sie zu diesem Zweck mit einem sechsten Sinne begabt habe. Das Auge empfindet, vermittelst des Lichts, wie das Ohr vermittelst der Luft, und wir können im Dunkeln so wenig sehen, wie im luftleeren Raum hören. Es scheint daher, daß ein Thier, welches, wie die Fledermäuse, den größten Theil seines Lebens in der Finsterniß zubringen, und mit schnellem Fluge in Höhlen und labyrinthischen Gängen herumflattern soll, in die kein Lichtstrahl dringt, nicht wohl existiren könnte, wenn die Natur ihm nicht die Fähigkeit verliehen hätte, entfernte Gegenstände auch ohne Licht zu sehen und zu empfinden. — Ein ähnliches Bedürfniß findet

bey den Thieren Statt, die sich von allen Arten Gräsern und Kräutern nähren. Wir wissen, daß die Natur giftige und heilsame Kräuter neben einander wachsen läßt, und die Erfahrung lehrt uns, daß Geschmack und Geruch nicht hinreichen, beide Gattungen von einander zu unterscheiden, ja daß sogar das physische wie das moralische Gift oft besser schmeckt als die Arzney. Ganze Thiergattungen könnten daher durch Gift ausgerottet werden, wenn die Natur ihnen nicht einen Instinct oder einen besondern Sinn — denn hiedurch muß bey ihnen alles erreicht werden — gegeben hätte, durch den sie die giftigen von den unschädlichen Kräutern unterscheiden. Eine vor ungefähr zehn Jahren gemachte oder angekündigte Entdeckung scheint in der That zu beweisen, daß alle Säugthiere oder Quadrupeden mit einem solchen Organ begabt sind.

Seit langer Zeit kannten die Anatomen den sogenannten Stenonischen Kanal, der den Mund mit den Nasenlöchern, oder die Organe des Geschmacks und des Geruchs in Verbindung setzt, und allen Säugthieren, mit Ausnahme des Pferdes und seines Reiters, gemein ist. Allein nach der eben erwähnten Entdeckung ist dieser Kanal nur ein untergeordneter Theil eines bisher unbekannten Organs, welches in einem langen und engen Sacke von drüsiger Substanz besteht, der in einem knorplichen Futteral von derselben Form eingeschlossen ist, welches auf dem Boden der Nasenlöcher aufliegt. Die Nerven dieses Organs sind von den Geruchsnerven verschieden, haben zwar mit ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung, aber viele merkwürdige Eigenheiten. Alle Quadrupeden sind mit diesem Organe versehen, welches selbst bey den verschiedenen Thiergattungen dieselbe Lage oder denselben Lauf hat; sogar das Pferd, dem der Stenonische Kanal fehlt, hat es in hohem Grade; nur dem Menschen, so wie den Wallfischarten (Cétacés), fehlt es. Am vollkommensten findet es sich in den nagenden Thieren (Rongeurs), und zunächst nach ihnen in den wiederkäuenden. Die fleischfressenden Thiere haben es in sehr geringem Grade; und in den vom Obste lebenden Affen ist es so unvollkommen, daß wir gleichsam dadurch vorbereitet werden, es im Menschen ganz zu vermissen.

Obgleich diese Entdeckung sich, wie es scheint, in der Folge nicht bestätigt hat, so erhält sie doch durch das, was eben bemerkt ist, einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit, und giebt, wenn ihre Richtigkeit vorausgesetzt wird, zu folgenden Betrachtungen Anlaß. Da dieses Organ in allen Thieren eine solche Lage hat, daß es ein Theil der Werkzeuge sowohl des Mundes, als der Nase zu seyn scheint, so kann man wohl nicht zweifeln, daß es sich auf die Beschaffenheit der

Nahrung bezieht, die unmittelbar auf jene beiden Organe wirkt, und zwar auf eine so enge verbundene Art, daß es nichts Seltenes ist, den Geruch mit dem Geschmack zu verwechseln. Diese Vermuthung erhält dadurch eine neue Stärke, daß die größere oder geringere Vollkommenheit dieses neuen Organs, wie wir eben gesehen haben, blos von der Art der Lebensmittel abhängt, von der sich jede Thiergattung nährt. Es scheint daher, daß es, gleich bey der Zunge und der Nase, dazu dient, durch eine angenehme oder unangenehme Empfindung, die dem Thier angemessenen Nahrungsmittel von den schädlichen zu unterscheiden, aber auf eine Art, oder in Fällen, wo der Geschmack und der Geruch nicht hinreichend sind. Es muß endlich dieses Organ eine Verrichtung haben, die bey dem Menschen nicht Statt findet, und einen Zweck, der dem Menschen zu seiner Erhaltung nicht nöthig war, weil es uns ganz fehlt. Ein solcher Zweck wäre die Erkennung giftiger Kräuter, wozu der Geschmack und der Geruch, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, nicht hinreichen. *)

Bey uns hat die Natur diesen Zweck durch den Verstand, und die Fähigkeit, durch fremde Erfahrung gewitzigt zu werden, erreicht. Als bloßes Thier betrachtet, ist der Mensch das unvollkommenste unter allen; ein wilder, unter den Thieren aufgewachsener, und zum Thiere herabgesunkener Mensch ist verlassener, als die ärmlichste Thiergattung. Die Natur hat die Thiere mit unzähligen Instinkten und Fertigkeiten begabt, die uns mit Ausnahme derjenigen, die zur Erhaltung des Geschlechtes nothwendig sind, ganz fehlen; und die wenigen Triebe, die das Kind mit auf die Welt brachte, verliert es, sobald die Entwicklung des Verstandes, welche die Natur von uns fordert, sie entbehrlich macht. Dieser Mangel ist der große Hebel, durch den die Natur uns zur Vervollkommnung unserer Vernunft, zur Benutzung des Lichtes, das sie in uns angezündet hat, und zur Beobachtung der äußern Welt zwingt. Nur durch das Studium der Natur, durch Erfahrung und Versuche, lernen wir die giftigen Substanzen von den unschädlichen unterscheiden; unsere Kenntniß davon gründet sich, wie der Mathematiker sich ausdrücken würde, auf Induktion, und nicht auf einen wirklichen Beweis. Wir kennen kein allgemeines Kennzeichen der giftigen Substanzen, und werden es nie kennen, so wenig wie wir ohne Erfahrung wissen können, welche Nahrungsmittel

*) Ganz kürzlich gemachte Versuche haben das Resultat gegeben, daß Menschen, denen Nase und Augen eng geschlossen und verbunden worden waren, verschiedene ihnen in den Mund gebrachte Gegenstände mittelst des Geschmackes durchaus nicht unterscheiden konnten, daß also bey nicht thätigen Geruch- und Seh-Organen auch der Geschmack unterbrochen sey.

überhaupt gesund, und welche schädlich sind. Die Preisfrage, die hierüber vor Kurzem aufgegeben ist, wird daher von Menschen nie aufgelöset werden, und würde von den Thieren, wenn sie sie verstehen könnten, als leicht und unnütz belacht werden; denn die Thiere haben auch hier von der Natur einen Instinkt erhalten, der sie durch die Gefahren, von denen sie umgeben sind, so sicher leitet, daß kein Thier im Stande der Natur giftige Nahrungsmittel zu sich nimmt; da hingegen täglich Menschen durch Schwämme u. s. w. vergiftet werden. Was würde auch aus den Thieren, die so unglücklich sind, keine Aerzte zu haben, die sie vor giftigen Kräutern warnen, oder mit Gegengiften versehen können, geworden seyn, wenn sie nicht mit einem untrüglichen Instinkt versehen wären, der sie lehrt, die giftigen Nahrungsmittel von den unschädlichen zu unterscheiden? Wenn das neu entdeckte Organ dazu bestimmt ist, so sieht man leicht, warum es nur in den von Kräutern lebenden Thieren vollkommen entwickelt ist, sehr wenig aber in den fleischfressenden, und gar nicht in den Bewohnern des Wassers. Wo die Gefahr am größesten ist, da hat die Natur die Vertheidigungsmittel verstärkt; sie, die für jedes ihrer Werke mit mütterlicher Zärtlichkeit sorgt, aber nie ohne Zweck und Nutzen handelt.

Es scheint nichts demüthigender für den Menschen, als die Bemerkung, daß ein Tropfen Wein zu viel getrunken, oder ein Tropfen Wasser, der in das Gehirn dringt, aus dem Weisesten unter uns einen Tollhäuser machen kann, und daß eine kleine Aenderung in dem Gewebe der Gehirnfasern, oder die Lösung der Zunge, aus den Thieren Geschöpfe machen würde, welche uns die Herrschaft der Erde nicht allein mit den Waffen, sondern auch durch Gründe und Deduktionen streitig machen könnten; allein die Sache ist wahr, so sehr unser Stolz auch dadurch gekränkt werden mag. Ob unser höherer Verstand in einer feineren Organisation unseres Körpers, oder in einer wesentlichen Verschiedenheit dessen, was wir unseren Geist oder unsere Seele nennen, seinen Grund hat, das ist sehr gleichgültig; denn in beiden Fällen verdanken wir es nicht uns, sondern Dem, der es uns gab, ohne daß wir begreifen können, wie? und der allein die Seele aus ihrem Todesschlafe wieder erwecken kann. Der Stolz auf Größe des Verstandes ist daher eben so thöricht, als der auf Geburt, Reichthum oder Schönheit; die moralischen Tugenden, und die Kenntnisse, die der Mensch sich durch Fleiß und durch Aufopferung sinnlicher Genüsse erworben hat, sind das Einzige, worauf er sich etwas zu gut thun könnte, wenn ihn nicht die damit immer verbundene Bescheidenheit dagegen schützte; hier hat die Natur nur vorgearbeitet, die Ausarbeitung ließ sie uns, um uns das edelste Geschenk, die Freyheit, nicht

zu nehmen. Das Bestreben, die Thiere zu den Menschen zu erheben, oder diese zu jenen herabzusetzen, wie der mürrische Swift in seinen Reisen Gullivers gethan hat, ist daher eben so unnütz, als wenn man aus den Thieren bloße Maschinen machen will; und der Philosoph wird ohne Erröthen in den Handlungen des Elephanten, des Hundes, oder des Affen, Funken des Verstandes bemerken, so wie er ohne Stolz die unermeßliche Ueberlegenheit des menschlichen Geistes fühlt, die ihm vielleicht nur die Sprache gab. Die Affen sind von jeher, vermuthlich wegen der Aehnlichkeit ihres körperlichen Baues mit dem unsrigen, vorzüglich gebraucht worden, um gehässige und ungerechte Vergleichungen anzustellen; und wenn Linné aus ihnen eine zweite Gattung von Menschen, den Nachtmenschen, machte, so hat es auch nicht an Naturkundigen gefehlt, die sie, in Ansehung der Vollkommenheit ihrer intellektuellen Kräfte, unter die meisten andern Thiere herabgesetzt, und ihnen nichts als eine lächerliche Nachahmungssucht eingeräumt haben. Vielleicht steht der Affe weit unter dem Elephanten, vielleicht ist zwischen beiden nur der Unterschied des sanguinischen und des cholerischen Temperamentes, des leichtfertigen und des gravitätischen Ganges. Folgende Züge aus dem Charakter dieser zwei merkwürdigen Thiere, die wenigstens das Verdienst haben, daß sie zuverlässig sind, verdienen Aufmerksamkeit.

Am Ende des Winters 1808 kam ein weiblicher Orang-Utang im Alter von eilf Monaten zu Paris an, und ward während eines halben Jahres von dem berühmten Naturforscher Cüvier mit philosophischem Auge beobachtet. Er hatte sein Vaterland Borneo im Alter von drei Monaten verlassen, und kam neun Monate alt, in Spanien an, von wo er zu Lande nach Paris gebracht ward. Die Reisen über die Pyrenäen, die schon so Manchem übel bekommen ist, kostete ihm einige erfrorne Finger, und zog ihm eine Erkältung zu, die einen bösartigen Husten zur Folge hatte, woran er nach fünf Monaten starb.

Der Orang-Utang besitzt eine große Leichtigkeit, die höchsten Bäume zu erklettern, und längs den Aesten von einem Baume zum andern zu laufen, so daß er, da er vorzüglich von Früchten lebt, in einem dichten Walde sein ganzes Leben zubringen kann, ohne je die Erde zu berühren; und dieß scheint auch wirklich seine Lebensart zu seyn; denn auf der Erde kann er nur mit Schwierigkeit und sehr langsam fortkommen, durch rutschende Bewegung auf allen Vieren; auf den Hinterfüßen geht er nur, wenn er an der einen Hand geführt wird. Er sitzt auf den Hüften mit untergeschlagenen Beinen, gerade wie die Orientaler; so daß man beynahe fragen möchte, wer es vom Andern gelernt habe. Auch seine Art zu liegen hat mit der unsrigen sehr viel

Aehnlichkeit, er legt sich auf den Rücken oder auf die Seite, mit zurückgezogenen Beinen, und kreuzweise auf die Brust gelegten Armen. Auf seinem Lager deckte er sich gern warm zu, und maßte sich zu diesem Zwecke alles an, was ihm in die Hände fiel. Die Hände gebrauchte er zu allen Handlungen, fast wie der Mensch. — Sein Gesicht und Gehör war sehr scharf, aber die Musik hatte nicht den mindesten Reiz für ihn. Dieser Zug ist sehr merkwürdig, und unterscheidet den Affen nicht allein von dem Menschen, sondern auch von dem Elephanten und mehrern andern Thieren.

Er war sanft, äußerst gutthätig und gesellig, und die Beweise, die er denen, die mit ihm umgiengen, von seiner Zärtlichkeit gab, bestanden in wahren Küssen. Seine Liebe zu seinem Herrn, dem Flott-Offizier Decaen, war wirklich außerordentlich. Als er ihn eines Morgens, nach langem Suchen, noch im Bette antraf, warf er sich vor Freude auf ihn und umarmte ihn. Herr Decaen hatte die Gewohnheit, ihn bey Tische selbst zu füttern, indem er ihn hinten auf seinen Stuhl klettern ließ. Eines Mittags, als der Affe die Entdeckung machte, daß der Stuhl seines abwesenden Herrn von einer andern Person eingenommen war, schlug er nicht allein, trotz seiner Gefräßigkeit, die ihm angebotenen Leckerbissen aus, sondern warf sich auf die Erde, schlug sich mit großem Geschrei den Kopf, und gab seinen Unwillen oder Kummer auf allerley Art zu erkennen. Es ist in der That schwer, in diesem Zuge eine wahre freundschaftliche Anhänglichkeit zu verkennen; so wie folgender Zug seine große Gutmüthigkeit beweist, durch welche die Affen sonst nicht sehr berühmt gewesen sind. Er hatte zwey kleine Katzen lieb gewonnen, und trug sie gewöhnlich unter dem Arm oder auf dem Kopfe. Wenn sich nun die Katzen, die, wie es schien, weniger Zärtlichkeit für den Affen, als für ihre eigene Person hatten, aus Furcht zu fallen, mit den Klauen in seiner Haut festhielten, so litt er diese Schmerzen mit großer Geduld. Zwar besah er einmal ihre Tatzen sehr aufmerksam, und suchte die Krallen, wiewohl nur mit den Fingern, um ihnen nicht wehe zu thun, auszuziehen; da dies aber nicht gelang, so unterwarf er sich geduldig wieder dem vorigen Schmerze.

Alle seine Handlungen schienen zu beweisen, daß es ihm nicht an Nachdenken, oder an der Fähigkeit zu abstrahiren und die Ideen zu generalisiren, fehlte, daß er sogar, welches in seinem Alter noch merkwürdiger ist, auf die Zukunft dachte; dagegen von eigentlichem Instinkt sich weniger bey ihm zeigte, als bey anderen Thieren. Wenn er in heftigem Affekt war, so wälzte er sich an der Erde, stieß sich an den Kopf, und schrie, um Theilnahme zu erregen; von Zeit zu

Zeit unterbrach er sich plötzlich, betrachtete die Umstehenden, und wenn er sah, daß seine tragische Wuth ohne Wirkung geblieben war, so fing er das Spiel von neuem an. Sein Mißfallen drückte er durch Kopfschütteln aus; und wenn man seinen Willen nicht erfüllte, so trotzte er wie ein unartiges Kind.— Bey Tische gebrauchte er, wie seine Mitgäste, Löffel, Gabeln u. s. w. Wenn er nicht damit fertig werden konnte, so nöthigte er seinen Nachbar, ihm zu helfen. — Er trank aus einem Glase, das er mit beiden Händen hielt; das ausgeleerte Glas setzte er mit Vorsicht auf den Tisch, und hielt seine Hand unter, wenn es schief stand. — Ehe er sich zu Bette legte, suchte er seine Decke, und wußte sie immer zu finden, und wenn man sie auch noch so gut versteckt hatte. — Seine Geselligkeit ließ ihn allerley Mittel versuchen, zu der Gesellschaft zu kommen. Er stieg auf einen Stuhl neben der Thüre des Gesellschaftszimmers, um das Schloß zu erreichen, und öffnete sich selbst die Thür. Als man einst den Stuhl weggeschoben hatte, damit er nicht zur Gesellschaft kommen sollte, sah man plötzlich die Thür sich öffnen, und den Affen von einem Stuhl herabsteigen, den er mit vieler Mühe herangeschoben hatte.

Es ist nicht zu läugnen, daß das obige Gemälde nicht zu verkennende Züge von Verstand und selbst Nachdenken enthält; allein es ist dabei immer etwas von Kinderei oder espiéglerie, und man vermißt den Ernst und den Charakter des Elephanten; oder vielmehr man sieht mit Vergnügen aus dem Kontrast, mit welcher Mannigfaltigkeit die Natur auch die Geisteskräfte der Thiere ausgetheilt hat. — Unter allen Beyspielen von der Klugheit des Elephanten, die man in hundert Büchern von Büffons Naturgeschichte bis tausend und eine Nacht gesammelt findet, ist vielleicht keines, das den Verstand, die Gelehrigkeit und die Charakterstärke dieses edeln Thieres in höherem Grade beweiset, als das, was der Engländer Forbes als Augenzeuge erzählt.

Herr Forbes machte in Ostindien den Feldzug von 1775 gegen die Maratten mit, und reiste auf dem Rücken eines Elephanten, dem nur die Sprache zu fehlen schien, um es manchem Menschen gleich oder zuvor zu thun. Wenn Herr Forbes zeichnete, so stand der Elephant unbeweglich still. Wo Früchte am Wege standen, brach er den besten Zweig ab, reichte ihn, ohne etwas für sich zu nehmen, dem Führer, und dankte durch ein sanftes Gemurmel für den Antheil, den man ihm davon gab. Wenn ein Ast über dem Wege hieng, der dem Kasten, in welchem der Reisende auf seinem Rücken saß, hinderlich seyn konnte, so brach er den Ast ab, und gebrauchte ihn als Fächer, um seinen Herrn abzukühlen und die Fliegen zu verscheuchen. —

Die Elephanten in der englischen Armee erhielten, außer ihrer täglichen Kost an Blättern und Korn, eine Art Kuchen, in der Landessprache Mossaulla genannt, die aus Mehl, Butter, Zucker und Gewürzen gemacht werden, und diesen Thieren bey starken Märschen oder Arbeiten nothwendig sind, um sie bey Gesundheit und Kräften zu erhalten. Demunerachtet wurden die Elephanten der Armee mit jedem Tage magerer, und nach genauen Untersuchungen fand es sich, daß ihre Führer die Kuchen gestohlen und zu eigenem Gebrauch verwendet hatten. Es wurden nun einige Aufseher angestellt, die zugegen seyn mußten, wenn die Elephanten gefüttert wurden; worauf sie sich dann auch bald erholten. Endlich entdeckte man, daß ihre Führer sie abgerichtet hatten, die Kuchen im Maule zu halten, ohne sie zu essen, und sie, nachdem die Aufseher sich entfernt hatten, ihren Führern unversehrt zurückzugeben, die sie sich dann wohl schmekken ließen, oder sie verkauften.

Wer erscheint hier in vortheilhafterem Lichte, das Thier oder sein Herr, der Mensch? Wenn man weiß, wie sehr die Elephanten diese Leckerbissen lieben, so wird man nicht weniger die Gelehrigkeit bewundern, die es den Führern möglich machte, sie in so kurzer Zeit in diesem Grade abzurichten, als die Stärke des Charakters und die Selbstbeherrschung, die es diesem edlen Thiere möglich machte, der so nahe liegenden Versuchung zu widerstehen, und seine Lieblingsspeise dem Führer gutwillig abzulassen. Man vergleiche damit manchen Menschen, dem eine Sache von Werth anvertraut ist, die er sich ohne Gefahr zueignen kann; oder einen Säufer, dem sein Herr oder die Sorge für die eigene Gesundhe t den Branntwein verboten hat, und der sich plötzlich allein vor einer vollen Branntweinflasche versetzt findet!

G. Metzon's Sclavenleben zu Algier.

Aus dem Holländischen übersetzt nach „Gerrit Metzon Dagverhaal van myne Lotgevallen te Algiers. Vlaardingen."

Beschluß.

Gegen vier Uhr Nachmittags versammelten wir uns wieder, und kehrten nach dem Bagno zurück. Meine armen Matrosen waren äußerst ermüdet; sie hatten sehr beschwerliche Arbeit gehabt. Das Salzmagazin des Deys lag nämlich 150 Schritte vom Strande, dann führte noch eine hohe Treppe von einigen und fünfzig Stufen hinauf. Dabey war den Arbeitenden kein Augenblick Ruhe gegönnt. Ich tröstete die Leute so gut ich konnte, war aber im Grunde meines Herzens tief be-

trübt. Bald darauf kam der freye amerikanische Obersteuermann wieder zu uns. — „Eure Sache ist besorgt!“ — rief er voll Freude. „Ihr habt jeden Abend Essen und Wein! der Kapitän läßt euch grüßen, er ist ein wenig über Land! Die Mutter von eurem Konsul hat an den schwedischen aus Marseille geschrieben; er ist von eurem König bestätigt worden, und wird in sechs bis sieben Wochen in Algier seyn!“ — Dies machte uns sehr vergnügt. So aßen und tranken wir unter heitern Gesprächen, und schliefen voll Hoffnungen ein.

Am folgenden Tage befand ich mich allein auf der Segelmacherey; alle übrigen Kapitains und Steuerleute mußten auf einer Fregatte arbeiten, die in großer Eile ausgerüstet ward. Ueberhaupt giebt es im Hafen gewaltig viel Arbeit. Die sogenannte Marine ist eigentlich nichts anders, als das Arsenal, wo die verschiedenen Werkstätten zum Schiffbau befindlich sind. Sie ist von der Seeseite mit äußerst starken Batterien eingefaßt, und wird außerdem noch durch ein besonderes Kastel gedeckt. Neben dem Arsenale befindet sich ein artiges Haus, das dem Dey beym Tage zum Aufenthalte dient. Während ich meine Segel lostrennte, kam auf einmal die Nachricht, daß das gute Vernehmen mit Schweden völlig hergestellt und das Präsentschiff angenommen worden sey. Wirklich wurden noch denselben Nachmittag sämmtliche unter Embargo liegende schwedische Schiffe wieder freygegeben und zogen ihre Flaggen auf. Die Geschenke bestehen in Ankertauen, in Eisen, Pulver und Schiffsbauholz.

Den 22ten July war Freitag, der Ruhetag der Türken, wir blieben daher ebenfalls im Bagno und von aller Arbeit verschont. Nachmittags lief die Fregatte Il Portuguese, dieselbe, von der wir genommen worden waren, mit einer rußischen Prise, einer Brigg, ein, die für englische Rechnung, mit Stockfisch von Bergen nach Gibraltar bestimmt gewesen. Statt der Kartoffeln bekamen wir nun zur Abwechslung auch frische Erbsen und Reis. Vom amerikanischen Kapitain erhielt jeder von uns ein neues Hemd, nebst Beinkleidern von guter, starker Leinwand.

Den 15ten August kamen auch mein zweiter Steuermann, mein Koch und der Kapitain Rendert de Jong zu uns. Sie hatten viel ausgestanden, und statt aller Nahrung Tag für Tag nichts als etwas Brod mit einigen Oliven und ein wenig Grütze gehabt. Ihr Lager war der bloße Boden gewesen, dabey waren sie vielen Mißhandlungen ausgesetzt. Ihre Hemden und Beinkleider glichen den bloßen Lumpen, wir halfen so gut als möglich war. Der Kapitain Ryk kam, seiner Lähmung wegen, ins Hospital. Der amerikanische Kapitain hat auch den sämmtlichen neuangekommenen Kapitains, Steuerleuten ꝛc.

dieselben Wohlthaten, wie uns verschafft. Wir sind alle in einem Schlafbehältnisse. Den 20ten August sendete uns der schwedische Konsul verschiedene Kleidungsstücke, nebst Geld, um Schuhe dafür zu kaufen, woran es uns am meisten gebrach.

Den 23ten October empfieng der englische Konsul neue Depeschen von unserm Hofe hergeschlossen, wodurch er zu einer Unterhandlung mit dem Dey ermächtigt ward. Den 25ten erhielt der schwedische Konsul von dem unsrigen zu Marseille einen für uns sehr erfreulichen Brief. Es ward ihm nämlich eine bedeutende Summe in Wechseln übermacht, um uns mit Kleidungsstücken zu versehen. Eine Wohlthat, die wir um so mehr zu schätzen wußten, da nun das schlechte Wetter vor der Thür war.

Den 11ten November kam der König von Oran mit seinen gewöhnlichen Geschenken zu Algier an. Unter andern übergab er dem Dey fünfzehn junge Christensclaven von auserlesener Schönheit, die sogleich theils im Pallaste, theils auf den Landgütern desselben angestellt wurden. Den 13ten ward er vom Dey prächtig bewirthet und empfieng ein kleines Gegengeschenk. Den 14ten besah er die Marine, wobey man uns sämmtlich in Reihe und Glied stellen ließ. Er würdigte uns aber kaum eines Blicks; doch ließ er ein Geschenk für uns zurück, das Abends vertheilt ward. Es kamen ungefähr 3 1/2 Stüver auf den Mann. Den 27 erhielt ein armer sicilianer Sclave nicht weniger als 300 Stockschläge, weil er das Unglück gehabt hatte, ein wenig husten zu müssen, als eben einer der Oberaufseher vorbeygieng.

Den 25ten December als am Christtage, blieben wir von der Arbeit befreyt; die sämmtlichen Konsuls bezahlten nämlich dafür. Von diesen erhielten wir Kapitains auch eine Extrasumme, um die Leute mit einem warmen Mittagessen ꝛc. zu versehen. Es ward Alles aufs Beste besorgt; die Leute waren seelenvergnügt. Auch ward jedem etwas Taback gereicht. Am 30ten wurden uns, auf Befehl des Deys, Winterkleider ausgetheilt. Jeder erhielt ein grobes Hemd, ein Paar wollene Hosen, mit dergleichen Weste ohne Aermel, einen kurzen Kapotrock mit einer Kappe, und ein Paar Pantoffeln dazu. Alle diese Sachen waren nach einem Maße gearbeitet, woraus nicht wenig Verwirrung entstand. Indessen halfen wir uns so gut wir konnten, und hatten wenigstens einen Regenanzug.

Den 31ten Februar 1815, als an einem Freitage, wurden wir, gegen die bisherige Gewohnheit unvermuthet zur Arbeit geweckt. Es mußte nämlich in aller Eile eine Fregatte segelfertig gemacht werden, die in 24 Stunden auszulaufen bestimmt war. Da gab es nun alle Hände voll zu thun, denn die Fregatte war völlig abgetakelt, und

hatte also weder Kanonen noch Ballast an Bord. Sämmtliche Sclaven, wir Kapitains und die Steuerleute nicht ausgenommen, mußten daher an die Arbeit. Dies war ein entsetzlicher Tag; kaum bekamen wir um Mittag eine Viertelstunde Rast. Um vier Uhr ward ein Extrabrod, nebst einem kleinen Kruge Wein, ausgetheilt. Um neun Uhr ward uns für unser Geld etwas warmes Essen gereicht. Dann gieng es mit verdoppelter Thätigkeit wieder an das Werk. Wir Holländer mußten besonders die Wasserfässer voll pumpen, was uns bis vier Uhr Morgens beschäftigt hielt. Hierauf erhielten wir zwey Stunden Rast in der Marine. Aber kaum graute der Morgen, so fieng die Arbeit von neuem an. Endlich, am 5ten Mittags, gieng die Fregatte in See. Dieses schnelle Auslaufen hatte in Folge gewisser, geheimer, erhaltener Nachrichten Statt. — Den 18ten Februar wurden fünf Sicilianer als Sclaven von Aran eingebracht. Sie hatten, wie es hieß, Weizen auszuschmuggeln gesucht, und waren auf der That ertappt worden, während ihr Fahrzeug die hohe See gewann. Auf Befehl des Deys wurden sie nun zwey und zwey an eine schwere Kette geschmiedet und in das Gebirge geschickt. Den 19ten langte der spanische Konsul von Oran, unter Begleitung zweyer Reiter, an. Er hatte eine schwere Kette am Fuße, die er auf der Schulter zu tragen gezwungen war. Man beschuldigte ihn, mit jenen Schmugglern einverstanden gewesen zu seyn. Auch er ward zu den Arbeiten in dem Gebirge verdammt, ohne daß man die mindeste Rücksicht auf seinen Charakter nahm. Am 28ten ward ein Grieche, von einem genommenen griechischen Schiffe von Smyrna, der sich für einen Türken ausgegeben hatte, auf der Stelle geköpft.

Den 3ten März wurden auf einmal drey Schreiber des Oberaufsehers, mit schweren Ketten an Händen und Füßen, in das Gefängniß gebracht. Diese armen Leute beklagten sich bitter über ihr Schicksal. Eigentlich war es der Oberbootsmann, der sie um einer Kleinigkeit willen hieher setzen ließ. Am 4ten Morgens mußten sie alle drey mit uns zur Arbeit. Doch kaum waren wir angekommen, als der Oberaufseher erschien, ihnen die Ketten abzunehmen befahl, und jedem ein Geldstück gab. „Seyd unbesorgt!“ fuhr er fort, „Ihr steht unter meinem Schutz! Wehe dem Bootsmann, wenn er euch nicht in Ruhe läßt! Gehet und pfleget euch! Es ist nichts zu thun!“ Mit wüthigen Blicken sah der Oberbootsmann sie heimgehen. — Den 9ten blieben wir von der Arbeit verschont. Es war dies nämlich ein algierischer Gedächtnißtag; vor fünf Jahren hatte die Leibwache nicht weniger als fünf Deys nacheinander an diesem Tage umgebracht. — Am 15ten ergieng der Befehl, die ganze algierische Flotte auszurüsten, und nun

blieb niemand von der Arbeit verschont. So hatten wir bis zum 22ten äußerst harte Tage, zumal da das Wetter sehr regnigt war. Unter den Soldaten schien etwas zu gähren, wir sahen sie häufig in großer Berathschlagung. — Den 22ten Morgens hatten wir uns, wie gewöhnlich, am Seethore aufgestellt. Indessen vergiengen zwey volle Stunden, ehe es aufgemacht ward. Als wir nun endlich auf die Marine kamen, sahen wir, zu unserm großen Erstaunen, auf allen Castelen und Schiffen die Flaggen aufziehen. In dem Augenblick wurden alle Kanonen gelöset; wobey ein lautes Freudengeschrey erscholl. Bald erfuhren wir nun, daß der Dey, von der Leibwache umgebracht worden war. Er hatte beynahe an fünf Jahre regiert, was in Algier für eine gar lange Zeit gilt. Die nächste Ursache seiner Hinrichtung war seine Grausamkeit gegen die Schlachtopfer seiner unnatürlichen Wollust. Der Nachfolger dieses Unmenschen war sein erster Minister, ein achtzigjähriger Greis. Dieser gute, alte Mann ließ den sämmtlichen Konsuls sogleich die Versicherung ertheilen, daß er mit allen Christenstaaten in Friede zu leben entschlossen sey. Zu gleicher Zeit befahl er, den sicilianischen Matrosen die Ketten abzunehmen; auch gab er uns zu unserm Osterfeste einen freyen Tag.

Den 7ten April, als an einem Freitage, blieben wir, wie gewöhnlich im Bagno. Auf einmal hörten wir gegen Mittag, eine starke Kanonade, und von ferne ein wildes Geschrey. Bald kam die Nachricht, daß der neue Dey seinerseits umgebracht worden sey. Er wollte die Kapereyen einstellen; dies litten die Großen nicht, weil es ihrem Eigennutze entgegen lief. An seiner Stelle erwählten sie nun einen aus ihrer Mitte, der höchst kriegerisch gesinnt war. — Den 10ten wurden alle vorige Sclaven und Hausbedienten des letzten guten Deys in das Bagno gebracht. Dies Schicksal fiel den armen Leuten, die es fünfzehn Jahre bey ihrem milden Gebieter so gut gehabt hatten, sehr hart. — Den 17ten May kamen alle griechischen Sclaven aus dem Innern zurück. Sie erhielten durch Vermittlung der Pforte ihre Freyheit, so wie auch die im Bagno befindlichen. Sie fuhren, ungefähr 400 zusammen, an Bord der für sie bestimmten drey Ragusanischen Briggs, die eine türkische Fregatte von Constantinopel unter Escorte nahm. Am 18ten giengen sie in See. Im Bagno ward nun sehr viel Raum. — Am 19ten zog ein ungeheurer Heuschreckenschwarm von Osten nach Westen über die Stadt hin. Er glich, von Vielen gesehen, einer schwärzlich-grauen Wolke, und verursachte selbst eine Art kurzer Sonnenfinsterniß. Myriaden dieser Heuschrecken fielen ermüdet zu Boden und bedeckten die Straßen zwey Fuß hoch. — Am 21ten ward eine Türkin, die man mit einem Christensclaven ertappt hatte, in einen mit Stei-

nen gefüllten Sack gesteckt, und so ersäuft, der Sclave hingegen gespießt und lebendig verbrannt. Wir alle mußten bey dieser scheußlichen Hinrichtung zugegen seyn. Der Beschluß folgt.

Das Mährchen vom „dummen Teufel."

Beschluß.

Gleich nachher gab er durch Erhebung vom Stuhle das Zeichen zum allgemeinen Aufstande.

Nachdem man ihm die Mahlzeit mit den unterwürfigsten Bücklingen gesegnet hatte, führte er Lenoren und ihre Aeltern an ein Fenster, winkte seinem Sohne, und sagte: „Nun, Erbgräfchen, fädle deine Sache hübsch ein! Du verstehst ja das Einfädeln!"

Aber der junge Herr schlug erröthend die Augen nieder, und geberdete sich eine Weile wie ein Dummling, der nicht weiß, was er sagen soll. Endlich hob er schwerfällig an: „Jungfer Lenore, die hellen Strahlen Eurer unvergleichlichen Schönheit, vereinbart mit Tugendzier, haben — machen —" Da blieb er stecken, und rieb und wand die Hände so ängstlich, daß seine vielen Ringe hätten Feuer geben mögen.

„Du bist ja heute ganz verblüfft!" sagte der regierende Herr. „Fängst da eine Salbaderey an, als hätte sie dir ein alter Schulmeister eingetrichtert, und auf einmal stockt dir das Wort im Munde. So muß ich wohl selbst für dich sprechen." — Er that nun Lenoren, im Namen des Stummen, eine förmliche Liebeserklärung, versicherte seiner Seite, daß er, als zärtlicher Vater, die etwas starke Mißverbindung genehmigen wolle, und forderte zuletzt des Mädchens Aeltern auf, gleichfalls ihre Einwilligung zu ertheilen.

„O, wir Armen, wir Unwürdigen!" sagte Herr Peter mit Freudenthränen: „wie könnten wir uns einen Augenblick bedenken, das hohe Glück, das unserer Tochter so herablassend geboten wird, mit unterthänigster Danknehmigkeit zu empfangen?"

Aber die Mutter sprach muthig: „Gleich und Gleich gesellt sich gern, gnädiger Herr, und nur Gleich und Gleich ist mit einander zufrieden und glücklich. Unsere Tochter liebt den jungen Förster, der draußen im Walde wohnt, und ich kenne ihr Gemüth, daß sie ihn um keinen Prinzen vertauschen würde. Was hat auch eine arme bürgerliche Dirne von einem vornehmen Gemahl zu erwarten? — Verachtung und Verstoßung, sobald die Röslein auf den Wangen verblüht sind; und sie verblühen so schnell, als die im Garten. Das ist denn kurze Freud' und langes Leid. Also verzeihen Hochdieselben, daß ich

im Namen meiner Tochter, die zu furchtsam ist, frey von der Leber weg zu sprechen, mich für die ihr zugedachte Gnade höflich bedanke."

„Thörichte Frau!" schalt der Krämer, mit dem Fuße stampfend: „Du redest so einfältig, daß ich mich vor Seiner Hochgräflichen Gnaden deiner schäme." — Er wandte sich dann zu Lenoren: „Ich hoffe, du bist klüger, als dein Advokat. Sprich also selbst, ob du die Hand des jungen Reichsgrafen, der einst Land und Leute regiert, ausschlagen willst?"

„Ja, Vater!" sagte sie sanft, doch fest. „Ich gelobte Rudolphen ewige Liebe und Treue."

„Liebe hin, Treue her!" rief er wild. „Bey Lieb' und Treue kann man verhungern."

Der regierende Herr nickte Beyfall.

„Ich befehle dir," tobte Jener fort, „als Vater und Hausherr befehl' ich dir, dem Jäger den Korb und dem Herrn Grafen das Jawort zu geben."

„Nein, eher ende mein Leben auf der Stelle!" seufzte Lenore, mit einem Blick gen Himmel.

„Nun, so ruf' ich denn alle Häupter der Stadt, die mit Erstaunen um mich her stehen, zu Zeugen an, daß ich eine erzungehorsame Tochter habe!" schrie Herr Peter, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. "Aber ich will meine väterliche Gewalt brauchen — ich will züchtigen, einsperren, hungern lassen —"

„Ruhig, Männlein, ruhig!" sagte der regierende Herr, und richtete sehr gelassen und bedächtig an Lenoren die Frage: ob sie in dem Falle, daß sie von Rudolph ihres Gelübdes freywillig entlassen würde, den Erbgrafen heirathen wolle.

Sie schwieg einige Augenblicke, weil sie die Frage keiner Antwort werth hielt. Doch da sie nicht befürchten durfte, von dem treuen Jüngling leichtsinnig aufgegeben zu werden, und sie sich wenigstens für jetzt Luft schaffen wollte, so sprachen ihre Lippen ein leises Nothja, indem ihr Herz Nein sagte.

„Vorfahren!" rief der Graf einem Bedienten zu. Seine Prachtkutsche, die in einiger Entfernung noch bespannt hielt, rasselte vor die Thür. Er beurlaubte sich von der Gesellschaft, mit der Versicherung baldiger Rückkunft, ließ den Erbgrafen gleichsam zum Pfande da, setzte sich in den Wagen, und befahl nach dem Forsthause zu fahren.

Martha sah neugierig aus dem kleinen, in einen grünen Rahmen gefaßten Fenster, als die hohe Herrschaft angerollt kam. Rudolph war eben tiefer in den Wald gegangen, um die Abendkühle eines

heißen Tages zu genießen, und in düsterer Einsamkeit seinem Kummer nachzuhängen: denn er wußte, daß die große Gasterey in Peter Griffling's Hause den Zweck hatte, ihm sein Mädchen abwendig zu machen. Ein gräflicher Bedienter fragte nach ihm. Martha, die steif und fest glaubte, der königliche Landesherr sitze draußen in der Kutsche, warf mit Angst und Zittern ihren Sonntagsmantel um, und machte sich schnell auf die Füße, um ihren Herrn aufzusuchen. Des Grafen sechs Rappenhengste trabten und schnoben hinter ihr her. Zum Glück hatte das alte Weiblein, das mit fliegendem Mantel voran keuchte, nicht lange nöthig, die angreifende Rolle eines herrschaftlichen Läufers zu spielen, weil Rudolph schon in der Gegend der Königstanne, die unweit des Fahrwegs stand, der im Walde so seltenen Erscheinung eines Sechsspänners mit Verwunderung entgegen kam.

„Seyd ihr der Förster Rudolph?“ rief der Graf, und ließ sich nach erfolgter Bejahung aus dem Wagen heben. Er gieng mit dem jungen Manne, den er vertraulich unter den Arm faßte, eine Strecke waldein, um die vorhabende Unterhandlung nicht von seinen Leuten behorchen zu lassen. Es war ein beschwerlicher Gang für ihn, weil sich seine langen Schuhschnäbel beinahe von Schrtt zu Schritt in dem Gestrüppe verfingen. Da er jedoch die Mühe, sich immer wieder loszuwickeln, nicht scheute, so ward die nöthige Entfernung endlich erreicht, und er begann: „Ich bin der regierende Graf von Hahnenfeld. Mein einziger Sohn sah vor acht Tagen des Kaufmanns Griffling artige Tochter, verliebte sich in sie, und bestand darauf, das Dirnlein zu heirathen. Ein toller Einfall; doch ich gab nach. Wir thaten heute die Anwerbung. Da erhielten wir von Lenoren den Bescheid: sie sey schon mit dir verplämpert, und müsse dir Wort halten; wenn du aber, um ihrem Glücke nicht im Wege zu stehen, freywillig zurück trätest, so wolle sie den Erbgrafen heirathen.“

„Das hätte Lenore gesagt?“ fiel ihm Rudolph finster in's Wort.

„Sie hat's gesagt!“ erwiederte der Graf. „Vielleicht mit zwey oder drey andern Wörtlein, die aber denselben Sinn hatten. Nun kommt's darauf an, ob du das Mägdlein zur Gräfin und dich — zum Oberlandjägermeister erheben willst. Diesen Posten, mit Adelswürde, verspreche ich dir, und kann es mit Sicherheit, weil ich am Hofe deines Königs, wie an allen Höfen, viel gelte, und alles durchsetze, was mir beliebt. Die geheimen Räthe und die Hofnarren, die Beichtväter und die schönen Hoffräulein — kurz, alle solche Leute, von welchen sich die Herrscher beherrschen lassen, lenk' ich wie Gliederpuppen, und sie tanzen, wie ich pfeife. Darum kannst du dich auf die versprochene Beförderung fest verlassen.“

Rudolph sah ihm scharf auf die Füße, und sagte: „Mich däucht, Ihr seyd Derselbe, den ich schon vor vierzehn Tagen hier, wo wir stehen, mit verschiedenen Anerbietungen zurück wies.“

„Das möchte wohl ein Irrthum in der Person seyn;“ entgegnete der Graf.

„Mit nichten!“ sprach Rudolph. „Ihr seyd, trotz Eurer etwas veränderten Gestalt, der gefährliche Geist, der in dieser Tanne gebannt war, und den ich aus gutmüthiger Einfalt befreite.“

„Du Vogel, kennst mich noch gut!“ rief Jener lachend. „Also thu auch, was ich verlange; denn ich habe Macht, dir zu schaden.“

„Ja, wäre nicht Einer über uns, der mächtiger ist, denn du!“ versetzte Rudolph. „Du kannst mir eben so wenig ein Haar krümmen, als dem Doktor Luther, der dir vor einigen Jahren sein Tintefaß an den Kopf warf.“

„Was rührst du die alte Geschichte auf?“ griesgrammte der Geist. „Wir haben nichts weiter mit einander zu sprechen. Bleib, was du bist! Lenore heirathet dennoch den Erbgrafen. Ich verlasse mich auf die feile Seele, den Vater! Der wird, wenn ich ihm Geld genug biete, dein Liebchen so lange peinigen, bis es gehorsamt.

Mit dieser Drohung gieng er fort, aber so langsam wie eine geizige Frau, die mit einem Kaufmann nicht Handels eins werden konnte, und von Schritt zu Schritt erwartet, daß er sie zurückrufen, und ihr die gefeilschte Waare um das darauf gebotene Spottgeld überlassen werde.

Indessen überlegte Rudolph die Sache. Ueberzeugt, daß Hr. Griffling, mit Höllengold bestochen, das treue Mädchen grausam mißhandeln werde, sann er ängstlich auf ein Mittel, dem Bestecher die Hände zu binden. Er hatte bald einen klugen Einfall. „Ihr seyd verdollt kurz angebunden!“ rief er dem forthinkenden Fliegenfürsten nach. „Worauf trotzt denn so ein ohnmächtiger Geist, den ein Geisterbanner zu einer Spinne zusammendrücken und in ein Baumhöhlchen einspünden kann? — Ich wette darauf, Ihr vermögt es nicht, Euch von selbst in so ein kleines Wesen zu verwandeln, und in das enge Behältniß zu preßen.“

„Ho! ho! das wär' mir ein Spaß!“ rief Meister Valant, mit Hohnlachen.

„Ich glaub's nicht eher, bis ich das Kunststück sehe;“ versetzte der Weidmann. „Und die Neugier plagt mich dergestalt, daß ich mich allenfalls, wenn Ihr mir den Hokus Pokus auf der Stelle macht, aus Erkenntlichkeit entschließe, etwas nachgiebiger zu werden.“

Plötzlich verschwand die Grafengestalt; eine schwarze Spinne lief an der Königstanne hinauf, und kroch in den alten Kerker. Blitzschnell verschloß ihn der Jäger mit dem dreymal bekreuzten Zäpflein, das er noch immer, ohne daran zu denken, mit sich herum getragen hatte. Es meldete sich aber selbst, als der Fliegenfürst die Unterhandlung trotzig abbrach. Da bewegt' es sich, seine Dienste gleichsam anbietend, lebhaft in der Tasche, und leitete dadurch den jungen Mann auf den Gedanken, den er itzt glücklich ausführte.

„Holla, mach' auf!" rief inwendig der Kanker. „Was soll das bedeuten?"

Des Jägers Antwort waren ein Paar Schläge mit der Flintenkolbe, womit er das Zäpflein fester einklopfte.

Und indem er sich hierauf nach der Straße kehrte, verwandelte sich vor seinen Augen die gräfliche Kutsche in einen Strohwisch, den sechs geflügelte, mit Zwirnfaden angesträngte Heuschrecken in die Luft führten.

„O, ich dummer Teufel!" schrie der Gefangene. Da ließ ich mich abermal von einem Menschen überlisten! — Was hilft's? Ich habe verspielt, und mache dir förder dein Liebchen nicht streitig. Zieh also getrost das Zäpflein wieder heraus! Ich will dir dann auch erzählen, wie es sich mit dem vorgeblichen Erbgrafen verhält, damit du ihm ohne Umstände die Thür weisen kannst."

„Erzähle nur, erzähle!" sagte Rudolph. „Mit dem Zäpflein hat es noch Zeit."

„Mein Erbgraf," begann der Unhold, „ist ein Schneider, und und zwar derselbe, der mir, um Tuch zu stehlen, meinen Mantel zu kurz schnitt. Ich wollt' ihm darüber zu Leibe. Da stellte Meister Knopf — so heißt der Schuft — demüthig vor: die begangene Beube sey so geringfügig und überdies so gewöhnlich, daß seine wenige Person unmöglich die Hölle damit verdient haben könne. Er wolle sich jedoch mir verschreiben und ergeben, wenn ich seine Neigung zu hübschen Weiblein befriedigte, und ihm die schönste Dirne, die ich aufgabeln könne, verschaffte. — Nun weiß ich selbst nicht, warum ich auf das elende Schneiderlein so versessen war, da doch tausend fettere Höllenbraten täglich für mich gar werden. Kurz, ich ließ mich in den Handel ein, erniedrigte mich zu seinem Kuppler, und versprach ihm Lenoren, die ich ein Paar Tage zuvor, als sie mit dir aus dem Walde nach der Stadt gieng, gesehen hatte. Meister Knopf, mit Gelde reichlich von mir versorgt, ritt hierher, gab sich für den Sohn eines regierenden Grafen aus, und ich — als hätt' ich sonst nichts zu thun! — beschäftigte mich heute damit, die Rolle seines Vaters zu spielen. Ich sage mich aber, da ich seinetwegen hier in der Tinte sitze, ganz von ihm los. Geh hin,

und wirf ihn aus dem Hause! — Nun hab' ich das Meinige gethan. Thu jetzt auch das Deinige, und laß mich frey!"

„Nein, du undankbarer Geist!" sagte der Jäger. „Du hast mir deine erste Befreyung zu übel vergolten!"

„Wie? — Du willst nicht Wort halten?" schrie der Unhold.

„Ich versprach nichts!" antwortete Rudolph, und eilte davon.

Der Satan brüllte ihm die gräßlichsten Verwünschungen nach, und schüttelte die Tanne so gewaltig, daß der Boden unter ihr bebte, und ein herab stürzender Zapfenregen den Umkreis des Stammes bedeckte.

———

„Halt, Meister Knopf!" rief Rudolph, als er, in's Gesellschaftszimmer hastig eintretend, den Windbeutel, der nach Satans Fahrt in den Wald recht lustig geworden war, mit Lenoren um einen Kuß ringen sah. Herr Peter sprang dem Förster, mit der Frage: „Was willst du hier? du ungebetener Gast!" wüthend entgegen. Aber in demselben Augenblick begab sich, zu Rudolphs Rechtfertigung, das wunderbare Ereigniß, daß dem Meister Knopf, der beim Rufe seines Namens erstarrte, die gräflichen Prachtkleider, wie Zunder, vom Leibe fielen. Da stand er, ein bleicher, bebender Dürrling, in einem verwitterten grauen Röckchen, aus dessen Taschen lange Papierstreifen zu Kleidermaßen hervor hingen.

„Greift wieder zur Scher' und Nadel, Herr Erbgraf!" sagte Rudolph. „Der regierende Herr hat ausregiert! Er kann Euch den Beutel nicht mehr spicken, um ehrlichen Leuten damit einen blauen Dunst vorzumachen."

Stumm und geduckt, wie ein feiger Schelm, der Schläge befürchtet, huschte der Schneider zur Thür hinaus. Rudolph erzählte hierauf den Vorgang im Walde. Männiglich erstaunte darüber. Der Geistliche weniger, als die übrigen Zuhörer. „Ich ahnte," sprach er, „den Wolf im Schafskleide, weil ich, der Diener des göttlichen Wortes, ihm ein Dorn im Auge war."

„Aber, zum Henker! wer bezahlt mir die Kosten des heutigen Gastmahls?" rief Herr Peter. „Und ich will doch nicht hoffen" — Er stürzte, plötzlich abbrechend, aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten mit einem ganz entstellten Jammergesicht zurück, und schrie: „Ach, ich unglücklicher, betrogener Mann! Alle meine Teufelsdukaten, die ich von dem verfluchten Erbgrafen erhielt, haben sich in Kohlen verwandelt."

Erschrocken fuhr der Kantor in die Tasche, und zog, statt der ihm bey Tafel verehrten seidenen Goldbörse, einen Beutel von grauer Sackleinwand hervor. Er öffnete ihn mit zitternden Händen,

und fand, als hämische Anspielung auf seine Trinklust, ein Paar Dutzend Korkstöpsel darin. Die Gesellschaft brach in ein unbändiges Gelächter aus. Selbst Herr Peter, der geschlagene Mann, grins'te einen Augenblick, wie ein vergnügter Affe. Aber seine böse Laune kehrte sogleich wieder zurück, und alle Gäste machten sich fort, da nun doch von dem grämlichen Knauser kein Trunk Wasser mehr zu erwarten war.

Die satanische Prellerey hatte übrigens den guten Erfolg, daß er nicht weiter mit dem Gedanken umgieng, seine Tochter an einen großen Herrn zu vermählen. Er nahm den wackern Förster wieder zu Gnaden an, und richtete bald hernach ihm und Lenoren die Hochzeit aus.

Der Fliegenfürst, mit seinem engen Hoflager in der Königstanne höchst unzufrieden, durchtobte die Nachte, bis ihm, da der Lärm unerträglich war, ein zu Hülfe gerufener Geisterbanner einen andern Wohnsitz anwies. Seine Unklugheit, vor feindlichen Augen in's alte Gefängniß zu kriechen, ward weltbekannt, und erzeugte die Redensart des gemeinen Lebens, daß man einen Tropf, der sich auf eine lächerliche Weise überlisten läßt, einen dummen Teufel zu nennen pflegt.

Wissenswürdigkeiten aus der neuesten deutschen Literatur.

Allgemeines Hülfsbuch für alle Stände, herausgegeben v. Ludw. Schuhkrafft, Vorsteher des Armen-Instituts in Stuttgart. Erster Theil. 1824.

Das vollkommenste Gemälde einer Krankheit, gezeichnet von dem größten Meister, ist doch nichts besser als ein Schattenriß, und nur ein Erinnerungsmittel an das, was wir einst gesehen haben. Nöthig und unentbehrlich ist aber die Beschreibung auch dem, der sie schon beobachtet hat, um seine Beobachtungen zu berichtigen und zu vervollkommnen. Das obige Werk liefert deutliche Beschreibungen der gewöhnlichen Krankheiten, denen man es, ihrer Bestimmungen gemäß, mehr zu einem Fehler anrechnen wird, daß sie kurz als zu weitläufig und umständlich sind. Im Ganzen umfaßt dieses Werk die verschiedenen Gefahren, in die der Mensch gerathen kann in gesundem Zustande, wie die Krankheiten selbst, denen er unterworfen ist; ferner die Krankheiten der Hausthiere, deren Besitz oftmals ohne genaue Kenntniß der Heilmittel Unglück und Verlust herbeiführt und endlich des all-

gemeinen Interesses würdige Rathschläge für den Ackerbau, die Baumzucht, Gewerbs- und Handelskunde, und andere Fächer des bürgerlichen Lebens. Menschenwohl zu fördern und Unglück zu verringern, scheint der Hauptzweck des Herausgebers zu seyn, welch edlere Aufgabe ließe sich wohl finden! — (Dieser erste Band, dem künftiges Frühjahr der zweite nachfolgen wird, ist in der „Europäischen Kunst- und Buchhandlung, in Philadelphia, für 1 Thaler zu bekommen — und kann der Aufmerksamkeit des Lesers besonders anempfohlen werden.)

Bitte an christliche Freunde und Brüder jenseits des Oceans.

Zwar bildet der Ocean eine weite Kluft zwischen Ländern und Welttheilen. Aber die durch den Geist des Evangeliums verbunden sind, sieht gleichwohl überall in geistiger Gemeinschaft. Darum glaube ich denn auch zuversichtlich an christliche Freunde und Brüder in Amerika eine freundliche Bitte richten zu dürfen.

Seit drei Jahren erscheint mit ungetheiltem Beifalle die Allgemeine Kirchenzeitung, von welcher hiermit eine Probe auf die westliche Hemisphäre versandt wird. Ihre Bestimmung ist, über die neuesten Erscheinungen im Reiche Gottes aus allen Ländern und Himmelsstrichen zu berichten, und so zur Verherrlichung Jesu und seines Evangeliums beizutragen. Ein Institut, welches einen so allgemeinen und richtigen Zweck hat, und sich die höchste Unpartheilichkeit zum Gesetze macht, dürfte wohl auch in Amerika Freunde finden, wozu hiermit ein Versuch gemacht werden soll. — Mit grossem Interesse beobachten wir auch die Fortschritte und Schicksale des Christenthums in jenem Welttheile; aber leider erhalten wir von dort nur selten und unvollständige Nachrichten. Wie würde ich mich daher geehrt und verpflichtet fühlen, wenn dortige Brüder sich entschließen wollten, mir von Zeit zu Zeit theils eigene Aufsätze über kirchlich-religiöse Erscheinungen und Ereignisse, theils geeignete Auszüge aus amerikanischen Zeitungen mitzutheilen. Die neue zur Vermittelung einer Verbindung des amerikanischen u. deutschen gegründete deutsch-europäische Buch- und Kunsthandlung wird die Güte haben, sich der Mühe der gegenseitigen Zusendung zu unterziehen.

Alle, die den Herrn lieb haben und sein Wort ehren, grüße ich mit brüderlicher Liebe und empfehle sie der Gnade des Herrn.

Ernst Zimmermann,
Doctor der Theologie und Hofprediger
zu Darmstadt in Deutschland.

☞ Probestücke von dieser allgemeinen Kirchenzeitung können täglich in der deutsch-europäischen Buch- und Kunsthandlung eingesehen und an Abnehmer gratis abgegeben werden. Der jährliche Preis ist hier in Philadelphia 5 Thaler. Auch erbietet gedachte Buchhandlung in diese Kirchenzeitung sich eignende Aufsätze gratis an den Verfasser Ernst Zimmermann gelangen zu lassen.